

Bruce E. Olson

Bruchko – Ich schwör's bei diesem Kreuz: Ich töte euch!

BRUCE
HANKO

Bruce E. Olson

BRUCHKO

Ich schwör's bei diesem Kreuz:
Ich töte euch!



Titel der Originalausgabe: *Bruchko* by Bruce E. Olson

© 2006 by Charisma House, a Strang Company, 600 Rinehart Road, Lake Mary, Florida 32746, USA

5., ergänzte Auflage 2008 (1. Auflage im ASAPH Verlag)

© 2008 der deutschsprachigen Ausgabe ASAPH Verlag, D-Lüdenscheid

Aus dem Amerikanischen von Heinz Volz, überarbeitet von Dorothea Appel

Umschlaggestaltung: studiogearbox.com

Satz/DTP: Jens Wirth/ASAPH

Druck: Schönbach-Druck, D-Erzhausen

Printed in the EC

ISBN: 978-3-940188-05-2

Best.-Nr.: 147405

Für kostenlose Informationen über unser umfangreiches Lieferprogramm an Büchern, Musik usw. schreiben Sie bitte an:

ASAPH, D-58478 Lüdenscheid

E-Mail: asaph@asaph.net – www.asaph.net



INHALT

Vorwort: Der Beginn eines Wunders (Robert Walker).....	7
Prolog: Neun Monate in Gefangenschaft (Robert Walker).....	11
Heim in den Dschungel.....	17
Wer ist mein Gott?.....	27
Auseinandersetzung.....	35
Ein Missionar?.....	45
Ein erstes Zusammentreffen mit Indianern.....	53
Hilfe in letzter Minute.....	63
Kommunisten.....	69
Beinahe umgebracht.....	77
Bestechung.....	87
Ein furchterregender Empfang.....	93
Innerhalb und außerhalb der Zivilisation.....	103
Ungeduldiges Warten.....	109
Entmutigung.....	115
Ein Bündnisbruder.....	123
Als Menschenfresser verkannt.....	131
Einfluss durch die Zauberin.....	141
Jesus, der Motilone.....	149
Die Nacht des Jaguars.....	159
Wunder im Alltag.....	167
Wie David und Jonathan.....	177
Gloria.....	185
Knapp am Tod vorbei.....	195
Der Strudel.....	201
Jenseits des Horizonts.....	209
Epilog (Janice G. Franzen).....	223

VORWORT

DER BEGINN EINES WUNDERS

Bruce Olson, schlaksig und jungenhaft, war eben erst den Teenagerjahren entwachsen, als er mir im *O'Hare International Airport* in Chicago beim Essen gegenüber saß. Das war im Jahr 1967. Zwei Stunden lang hörte ich fasziniert, wie dieser scheue und zurückhaltende junge Mann zögernd von seinen Erfahrungen mit Steinzeit-Indianern tief in den Urwäldern Südamerikas erzählte, dann aber mit leuchtenden Augen verkündete, er sei überzeugt, Gott habe einen ganz anderen Plan für die Evangelisierung abgelegener und unerreichter Eingeborenenvölker als in der konventionellen Missionsarbeit üblich.

Kurz bevor Bruce dann losfliegen musste, sagte ich: „Ihre Erfahrungen sind wirklich hochinteressant, Bruce. Ich gratuliere Ihnen, dass Sie der Führung des Herrn gefolgt sind und die Motilone-Indianer erreicht haben. Zu schade, dass es keine Fotos zu dem gibt, was Sie beschreiben.“

Wieder blitzten seine Augen auf. „Aber sicher habe ich Fotos!“

Er griff in seine Aktentasche, zog ein dickes Ringbuch heraus und öffnete es vor mir. Langsam blätterte ich die Seiten um und konnte kaum glauben, dass die bunten Kodachrome-Abzüge sein geliebtes Motilonen-Volk in praktisch jedem Aspekt ihres gemeinschaftlichen Lebens zeigten. Eine Serie dokumentierte die Errichtung eines Motilonen-Stamm-Langhauses, vom Fällen der Bambusstämme an, welche dann zu einem stabilen Gerüst zusammengebunden werden, dessen Dachsparren stark genug sein müssen, um mehrere Dutzend Hängematten zu halten, in denen die Motilonen schlafen. Auf anderen unbemerkt aufgenommenen Fotos war zu sehen, wie

Familien des Stamms sich sammelten, um ihre Mahlzeiten zuzubereiten und zu essen. Ihre Nahrungsbeschaffung wurde in packenden Bildern von der Vogel- und Affenjagd mit Pfeil und Bogen dargestellt. Wieder andere zeigten den Bau eines Damms im Fluss, mit dem die Strömung zum Fischfangen aufgehalten wurde. Auf dem vielleicht interessantesten dieser Fotos waren die motilonischen Stammesangehörigen mit mehreren Fischen zu sehen, die sie zwischen den Zähnen statt in einem Fischkorb aufbewahrten, während sie sich weiter um das Beschaffen der Tagesmahlzeit kümmerten.

„Wenn Sie von diesen Fotos Gebrauch machen können, bitte – verwenden Sie sie, wie Sie wollen. Ich hätte sie gerne zurück, wenn Sie sie nicht mehr brauchen“, sagte Bruce.

Aus diesem Interview entstand eine ausführliche Coverstory in der Zeitschrift *Christian Life*, eine Dokumentation der erstaunlichen Wege, durch die der Herr einen nicht ausgebildeten Jugendlichen benutzte, um einen ganzen Indianerstamm zu evangelisieren, der bis dahin nichts vom Evangelium gehört hatte.

Ein großer säkularer Verlag schickte Bruce sofort einen Scheck mit dem Voraushonorar für ein Buch über seine Erfahrungen, das er für sie schreiben sollte. In typischer Bescheidenheit gab Bruce den Scheck aber wieder zurück. Später sagte er mir: „Ich wollte nicht einen Vorteil aus den Motilone-Indianern ziehen, indem ich mit ihnen Profit machte. Außerdem hat erst einer der Motilonen mit Sicherheit Jesus Christus ganz als seinen persönlichen Retter und Herrn angenommen. Ich glaube, Gott wird mehr wirken, und ich will sein Programm nicht unterbrechen.“

Wir blieben mit Bruce Olson in Verbindung. Von Zeit zu Zeit konnten wir ihm Geld schicken, mit dem er Medizin kaufte; er wollte das Gesundheitswesen unter den Motilonen fördern und ihnen entsprechendes Verhalten beibringen. Ohne Missionsorganisation im Hintergrund war Olson vollkommen von solchen Spenden abhängig.

Eines Tages schrieb Bruce, dass er in die Vereinigten Staaten kommen und den ersten Motilonen mitbringen würde, in dessen Leben der Heilige Geist nachweislich gewirkt hat. Sein Name war Bobarishora. Bruce fragte, ob er ein paar Tage bei uns bleiben könnte, damit wir mehr Material von ihm und von Bobarishora bekämen.

„Aber bitte arrangieren Sie nichts für uns, wo wir vor Gemeinden auftreten sollen“, warnte er. „Es ist das erste Mal, dass Bobarishora aus dem Dschungel herauskommt. Ich möchte nicht, dass er eingeschüchtert wird.“

Unsere Büromannschaft war wirklich beeindruckt. Im Lächeln des kurzen, gedrungenen und dunklen Bobarishora zeigte sich deutlich der innere Frieden und die Ruhe seines neuen Lebens in Christus.

Unser Leitartikel in der Zeitschrift über Bobarishoras Besuch und zusätzliche Beweise für das wunderbare Wirken des Heiligen Geistes unter den Motilone-Indianern förderte die Unterstützung für Bruce Olsons Dienst. Bruce war ermutigt, seinen Dienst von Krankenstationen auf Schulen auszuweiten und Viehwirtschaft und andere landwirtschaftliche Methoden einzuführen, die die Ernährungsweise des Stamms ergänzte, welche sich bisher ausschließlich auf Jagd und Fischfang stützte.

Aber es wurde schwieriger, die geistliche und soziale Integrität der Motilonen zu bewahren. Obwohl sie in der Weite der Berge sicher schienen, hatten doch Landsiedler – oft flüchtige Insassen der Gefängnisse in den größeren Städten – begonnen, in das Gebiet vorzudringen, wobei sie den Anspruch erhoben, dass die Indianer es nicht verdienten, das Land zu behalten, auf dem sie lebten. Als nicht eingetragene Staatsbürger wären sie keine legalen Besitzer. Und so begannen die Siedler, das Land zu beanspruchen, auf dem seit mehr als vierhundert Jahren der Motilonenstamm lebte.

Eines Tages erhielt ich einen Telefonanruf von Bruce Olson. Er war am Flughafen in Miami. „Ich glaube, die Zeit ist reif, dass ich ein Buch schreibe, in dem ich Gottes Wirken unter den Motilone-Indianern dokumentiere. Wir brauchen es als Beweismittel, um das Recht der Motilonen auf das Land zu verteidigen, auf dem Gott ihre Hinwendung zum Glauben an Jesus Christus bewirkt hat.“

Solch ein Buch, glaubte er, würde ihm und seinen Kontakten mit den Präsidenten sowohl von Kolumbien als auch Venezuela und mit den Mitarbeitern der Vereinten Nationen helfen, an die er sich mit der Bitte um Hilfe gegen die Übergriffe der Siedler gewandt hatte. „Helfen Sie mir, es zu schreiben und zu veröffentlichen?“ , fragte er.

Das Ergebnis war die erste Ausgabe des vorliegenden Buches, damals mit dem Titel „For This Cross I’ll Kill You“, verlegt bei *Creation House* (heute heißt der Verlag *Charisma House*).

Bald trafen Briefe der Leser ein: Missionsschüler und Gläubige, besonders junge Leute, waren von dem Buch und von seiner Botschaft begeistert. Jetzt richtete sich die Aufmerksamkeit aus aller Welt auf Bruce Olson.

Ein bekannter französischer Anthropologe stellte infrage, was in dem Buch über einen indianischen Steinzeitstamm stand, der das Evangelium

von Jesus Christus angenommen habe. Aber andere namhafte Autoritäten bestätigten Bruce' Bericht. Als sich weiterer Erfolg einstellte, wurde das Buch 1978 überarbeitet und erschien dann unter dem Titel „Bruchko“. Seitdem folgten mehrere Auflagen, um die Nachfrage zu decken. Inzwischen wurde es in achtzehn Sprachen verlegt. Heute ist Bruce Olson eine anerkannte Autorität für Mission.

Er spricht vierzehn Sprachen. Seine Forschungsergebnisse sind in renommierten sprachwissenschaftlichen Publikationen erschienen. Er ist ein Pionier auf dem Gebiet der computergestützten Übersetzung von Stammessprachen.

Als enger, persönlicher Freund von vier kolumbianischen Präsidenten hat er vor den Vereinten Nationen und vor der Organisation amerikanischer Staaten gesprochen und viele Ehrungen für seinen Beitrag zum medizinischen und sozialen Wohlstand südamerikanischer Indianer erhalten.

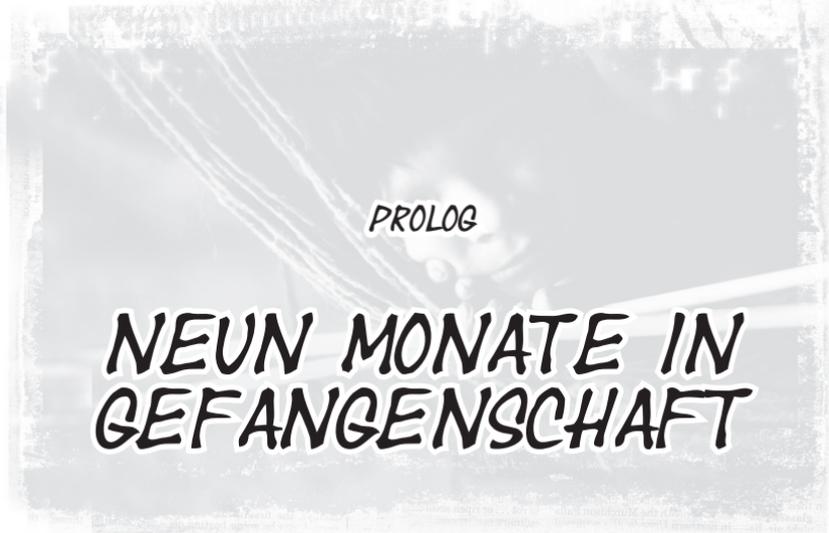
Als ich hörte, dass kommunistische Rebellen Bruce Olson im Oktober 1988 als Geisel genommen hatten, war ich schockiert. Diese bemerkenswerte Geschichte wird im folgenden Prolog erzählt, den ich für die dritte Überarbeitung von *Bruchko* schrieb. Ein Epilog am Ende des Buches bringt den Leser auf den neuesten Stand bezüglich dessen, was die Motilone-Indianer erreicht haben, indem sie ihre Isolation aufgaben und eine leitende Stellung unter den Dschungelstämmen einnahmen, um die Gute Nachricht von Jesus Christus zu verkünden und ihre historischen Länder und ihr Erbe zu behalten.

Noch heute, über zwanzig Jahre nach meiner ersten Begegnung mit Bruce Olson, begeistert und inspiriert mich die Geschichte dieses bemerkenswerten Mannes. Ihnen wird es nicht anders ergehen.

ROBERT WALKER

VERLAGSLEITER A. D.

CHARISMA AND CHRISTIAN LIFE MAGAZINE



PROLOG

NEUN MONATE IN GEFANGENSCHAFT

Der Dschungel hallte wider von Vogelrufen und Affenschreien. Mitunter schien das monotone Summen der Laubheuschrecken im Hintergrund alles zu übertönen. Der dichte Blätterwald hoch über den Köpfen filterte den Rauch der morgendlichen Lagerfeuer. Guerilleros fanden sich in Gruppen zusammen, aßen oder diskutierten die Ereignisse des vor ihnen liegenden Tages. Dann und wann warfen sie einen Blick auf ihren Gefangenen Bruce Olson.

Dies würde ein besonderer Tag werden – der Tag, an dem Bruce wegen seiner „Verbrechen gegen das Volk“ von einem Erschießungskommando exekutiert werden sollte.

Seine Gefangennahme durch die Guerillatruppen war nicht überraschend gewesen.

Die Leiter der ELN (Ejército de Liberación Nacional), der kommunistisch inspirierten nationalen Befreiungsarmee, hatten Jahre daran gearbeitet, genügend Gefolgsleute zusammenzubekommen, um die Regierung stürzen zu können. Die über zwanzig Indianerstämme, die im Dschungel lebten, waren nicht als Staatsbürger anerkannt gewesen, bis Mitglieder des Motilonenstammes, mit denen Bruce 28 Jahre lang zusammengewohnt und -gearbeitet hatte, begannen, ihren Platz in entscheidenden Regierungskreisen einzunehmen. Bruce' Schulprogramme bewirkten unter anderem, dass den Motilonen als Wortführern für alle Dschungelstämme inzwischen große Bedeutung zukam. Die ELN hielt Bruce für ihren Schlüssel zu den Motilonen. Einige Jahre zuvor hatten sie ihn gefragt, ob er sich ihnen

anschließen würde. Als er unmissverständlich antwortete, dass er das als Christ nicht könne, beschlossen sie, ihn gefangen zu nehmen in der Hoffnung, ihr Ziel zu erzwingen.

Im Oktober 1988 machten sich Bruce und eine Gruppe motilonischer Gefährten eines Tages den Rio de Oro hinunter auf den Weg zu einer ihrer motilonischen Lebensmittelkooperativen. Bei allen Reisen achtete er sorgfältig darauf, nicht in die Nähe von Guerilla-Lagern zu geraten. Aber als sie sich jetzt der Anlegestelle näherten, sah er plötzlich zwei Kämpfer mit Gewehren in der Hand aus dem Dschungel kommen. Die Konfrontation war kurz, denn Bruce und die Motilonen trugen keine Waffen. Bruce' motilonische Freunde durften gehen, aber er wurde gefesselt. Zwischen bewaffneten Wächtern wurde er von der Lichtung an der Anlegestelle zu einem Camp hoch in den Bergen an der Grenze zwischen Kolumbien und Venezuela getrieben.

Jetzt, am vermeintlich letzten Tag seines Lebens, fesselte man seine Arme an den Baum hinter ihm, und ein Schwarm Insekten saugte Blut aus seinem Körper. Er beobachtete, wie die Guerilleros im Lager herumgingen.

Fast neun Monate waren seit Bruce' Gefangennahme vergangen. Sie waren kaum weniger als grausam gewesen. Stundenlang war er befragt worden. Aber er stritt nie, wie andere Gefangene es taten. Stattdessen erklärte er, dass er als ein Jünger Jesu Christi nicht zu einer Organisation gehören könne, die ihre Ziele mithilfe von Gewalt erreichen wollte.

Der Indoktrinationsprozess umfasste Folter in vielen Formen, mental wie körperlich. Viele der Gefangenen der Guerilleros waren unter den unaussprechlichen Entwürdigungen, denen sie ausgesetzt wurden, zusammengebrochen. Aber der Herr befähigte Bruce, diese als Teil des göttlichen Plans ansehen zu können und seinen Geiselnern die Liebe Gottes zu zeigen, wie er sie in all den vielen Jahren des Zusammenlebens mit ihnen auch den Motilonen gezeigt hatte.

Als Bruce die Guerilleros in ihren Aktivitäten während seiner Monate in der Gefangenschaft beobachtete, begann er Mitleid mit ihnen zu verspüren. Nach wie vor stimmte er ihrer Philosophie nicht zu, nach der sie Gewalt anwandten, um ihre Ziele zu erreichen. Aber er konnte erkennen, wie sehr es ihnen darum ging, die Lebensbedingungen der Armen in Kolumbien verbessern zu wollen.

So begann er, ganz unauffällig Vorschläge zu machen, von denen er meinte, sie könnten dem Einzelnen jeweils helfen. Er zeigte den Köchen, wie man leckere Mahlzeiten aus Dschungel Früchten, Beeren und Larven

zubereitete. Als der Lager-Sanitäter merkte, dass Bruce über medizinisches Wissen verfügte, bat er ihn um Hilfe beim Auswählen und Verabreichen von Medizin und in der Frage der Zahnhygiene im Camp.

Bruce war Gott besonders für die Besucher der Diskussionsgruppen dankbar, die die Leiter der Lager ihn abhalten ließen. Die Themen umfassten Gesundheitsvorsorge, Politik, Geschichte, Lesen und Schreiben.

Einige Monate nach seiner Gefangennahme erlaubte man Bruce, eine Bibel zu haben. Als die Guerilleros ihn lesen sahen, baten ihn viele, ihnen die Bibel zu erklären. Er sagte, dass das für den Sonntag reserviert bleiben müsse, weil er annahm, dass sie als Bewohner eines katholischen Landes vielleicht am Sonntag größeren Respekt vor der Bibel haben würden. Als sie am Sonntag mit ihren Fragen zurückkehrten, konnte er ihnen zeigen, dass Gott sie so sehr liebte, dass er seinen Sohn zur Erde sandte, um an ihrer Statt für ihre Sünden zu sterben. Er war erstaunt, dass sich mehr als die Hälfte seiner Zuhörer bekehrten – und im Alltag zeigte sich, dass sie Jesus wirklich als ihren Erlöser und Herrn über ihr Leben angenommen hatten.

Das Leben in einem Guerillacamp ist nicht leicht. Bruce war in zwölf verschiedenen – wahrscheinlich wurde er aus Sicherheitsgründen immer wieder verlegt. Seine Gefangennahme fiel in die Regenzeit. Entsprechend hatte er ständig durchnässte Kleider. Die meiste Zeit bewachte man ihn streng, besonders bei Nacht, und oft wurden ihm die Arme hinter dem Rücken gefesselt.

Krankheit ist ein stets präsenter Begleiter der Dschungelbewohner. Bruce hatte seinen Anteil daran mitbekommen, besonders an Malaria. Über die Jahre hatte er den Motilonen beigebracht, wie man Malaria medizinisch behandelt, ebenso wie die häufig auftretenden Epidemien von Masern, Hepatitis und anderen Krankheiten, die alle plagen, die im Dschungel leben.

Kurz vor seiner angesetzten Exekution aber war er in einem der Lager kritisch erkrankt. Dies war der Tiefpunkt während seiner Gefangenschaft. Er versuchte seine übliche Taktik in solchen Situationen, dass er sich selbst außerhalb des körperlichen Schmerzes vorstellte. Er stellte sich vor, dass sein wahres Ich mit Christus in Gott verborgen war und unempfindlich für die körperliche Belastung. Aber ein paar Wochen zuvor hatte er einen schweren Anfall von Divertikulitis mit heftigen Blutungen erlitten. Eines Nachts war der Schmerz so schlimm geworden, dass er sich nicht mehr mental von ihm loslösen konnte.

Schwach und erschöpft nahm er plötzlich den ergreifend schönen Gesang eines Mirla-Vogels wahr. *Aber warum denn jetzt?*, fragte er sich. Mirlas singen nicht bei Nacht.

Ob er im Delirium war oder nicht, wusste Bruce nicht, aber dieser Vogelgesang ließ nicht nach in jener Nacht, in der er immer wieder das Bewusstsein verlor. Am merkwürdigsten fand er, dass ihm die Melodie so bekannt vorkam. Dann merkte er, dass die Mirla den Moll-Gesang der Motilonen nachmachte, wenn sie von der Auferstehung Jesu Christi sangen. In seiner Hängematte schaukelnd, die in die Dachsparren des Langhauses geknotet war, hatte er oft über die Liebe Gottes gestaunt, die diesen Eingeborenen, die jetzt seine Brüder und Schwestern in Christus waren, seinen Erlösungsplan so wunderbar offenbart hatte.

Das Lied der Mirla trug ihn durch den furchtbaren Schmerz der Nacht. Am nächsten Morgen unterhielten sich sogar die Guerilleros über das merkwürdige Verhalten des Mirla-Vogels, das sie die Nacht über wachgehalten hatte. Einer von ihnen meinte sogar, vielleicht sei es gar kein Vogel, sondern ein Engel für ihren Gefangenen gewesen. Auch Bruce war sich da gar nicht sicher.

Jetzt konnte er sehen, wie die Anführer die Männer zusammenriefen, damit sie seiner Hinrichtung als Zeugen beiwohnten. Viele zögerten, besonders die, die an den Diskussionsgruppen teilgenommen hatten. Aber die Kommandeure waren unerbittlich. Alle Guerilleros müssen sich darüber klar sein, was geschieht, wenn sich jemand den Befehlen ihrer Anführer widersetzt. Doch trotz der unheilvollen Atmosphäre der Situation war Bruce ergriffen von einem tiefen Empfinden von Frieden, einem Frieden, den nur Gott schenken konnte.

Bruce musste zugeben, dass die Guerilla-Anführer ihr Bestes gegeben hatten. Stundenlang war er schmerzhafter Indoktrination ausgesetzt gewesen. Es war ganz klar, wovon sie überzeugt waren: Wenn sie ihn überreden könnten, sich mit der ELN zusammenzutun, und er sich als Leiter aller Indianerstämme in ihren revolutionären Kampf einbrächte, dann würde die nationale Befreiungsarmee erfolgreich sein. Als die Guerilleros schließlich erkannten, dass ihre Indoktrinationstaktiken nicht griffen, waren sie verzweifelt.

Sie änderten seinen Status; jetzt war er nicht mehr „politischer Gefangener“, sondern „Kriegsgefangener“. Die Vorwürfe, die sie sich gegen ihn einfallen ließen, waren lächerlich. Ihre Anschuldigungen umfassten

Drogenhandel, Mord an Tausenden Motilonen, Ausnützen der Indianer als Sklaven und Arbeit für die CIA – alles „Verbrechen gegen das Volk“.

Drei Tage zuvor war Bruce das Ultimatum gestellt worden: Zusammenarbeit oder Tod. Er hatte ein halbes Dutzend solcher Hinrichtungen ansehen müssen. Es war kein angenehmes Schauspiel. Die meisten der armen Opfer flehten weinend um Gnade und beteuerten ihre Unschuld, bevor sie starben.

In den vergangenen 28 Jahren war sein Glaube mehrmals fast bis zum Tod geprüft worden. Dabei hatte der Herr Bruce' Vertrauen auf ihn gestärkt. Bruce war in die kolumbianischen Urwälder gekommen, weil er überzeugt war, dass Gott ihn dort haben wollte. So lange er dieser Vision gehorsam blieb, musste er glauben, dass der Herr in allem für ihn sorgen würde.

Aber vor einer Hinrichtung hatte er noch nie gestanden. Als Bruce beobachtete, wie der Kommandeur Gewehre an die Männer ausgab, die ihn dann töten sollten, kam ihm merkwürdigerweise die Erinnerung an die unbeschreibliche Botschaft der Mirla in den Sinn.

War das der Grund, weshalb der Herr ihm in jener schicksalhaften Nacht diesen Vogelgesang geschenkt hatte? Das schien möglich. Schließlich hatte Jesus gesagt, er würde ihn nie verlassen noch versäumen. Er konnte ihm jetzt auf keinen Fall nicht glauben.

Bruce musste traurig lächeln, als er die Guerilleros in ihren schäbigen Uniformen ansah. Viele waren in seinen Bibeldiskussionsgruppen gewesen. Mehr als die Hälfte dieser Kämpfer hatten in irgendeiner Weise ein Bekenntnis zu Jesus als ihrem Erlöser abgelegt. Sie taten Bruce leid. Hätten sie sich geweigert, an dieser Exekution teilzunehmen, wären sie selber erschossen worden. Patronen wurden ausgeteilt, und er konnte das Klickgeräusch beim Einsetzen in die Gewehre hören.

Auf Befehl des Kommandeurs hoben die Guerilleros langsam das Gewehr. Dann kam der Befehl: „Feuer!“

Bruce wartete auf die Einschüsse in seinen Körper. Kein Einschuss. Es waren Platzpatronen gewesen.

Der Kommandeur gab nie eine Erklärung ab. Aber später, als die Guerilleros Bruce freiließen, sagte er einfach, es sei ein Fehler gewesen, ihn gefangen zu nehmen.

Bruce dachte, die vorgetäuschte Hinrichtung war ihr letzter Versuch, ihn von einer Zusammenarbeit zu überzeugen. Dann erfuhr er, dass die

Motilonen durch die Medien das kolumbianische Volk aufgerüttelt hatten, so dass die ganze Nation seine Verteidigung geworden war. Die ELN-Führer merkten, dass sie eine verlorene Schlacht kämpften. Die Öffentlichkeit hatte seine Freilassung gefordert.

Später fiel Bruce auf, wie logisch Gott seine Freilassung gefügt hatte. Schließlich war Bruce es gewesen, der die Motilonen zur Freiheit durch den Glauben an Jesus Christus geführt hatte. Und es waren die Motilonen, die durch ihre Medienkampagne Bruce seine äußerliche Freiheit wiedergegeben hatten.

Wenn Sie nun die weitere Geschichte von Bruce lesen, werden Sie anfangen, die überaus tiefe Beziehung zwischen ihm und dem Motilonenvolk zu verstehen. Es ist eine Beziehung, die in den bitteren Realitäten des Dschungellebens und der kolumbianischen Politik geschmiedet wurde. Aber sie hat allerbeste Früchte hervorgebracht.

ROBERT WALKER

Robert Walker gründete die Zeitschrift *His* und arbeitete als Assistent des Professors für Journalismus am Wheaton College. 1973 wurde er Herausgeber der Zeitschrift *Christian Life*, welche sich 1987 mit der Zeitschrift *Charisma* zusammenschloss. Er rief 1945 das *Christian Writers' Institute* ins Leben und 1956 *Christian Life Missions*, ein gemeinnütziges Werk, das mehr als 100.000 Dollar für Bruce Olsons Mission in Südamerika aufbrachte.

Die in dem Prolog enthaltenen Informationen wurden folgenden Quellen entnommen: *The Missions' Mainsail*, eine Publikation der „First United“-Methodistenkirche aus dem November 1988; Informationsschreiben des kolumbianischen Motilonen-Barí-Rates, einer Organisation der Eingeborenen, unter denen Olson arbeitete, von April 1989 bis Januar 1990; *El Tiempo*- [The Times]-Artikel, Bogotá, Kolumbien, vom 11. Juni 1989; *The United Methodist Reporter*-Artikel vom 4. August 1989; Bruce Olsons Rundbrief an seine Unterstützer nach seiner Befreiung aus der Gefangenschaft vom 21. August 1989 bis 31. Mai 1990; Artikel im *St. Paul Pioneer Press Dispatch*, Minnesota; Pressemitteilung der *Christian Life Missions*, Lake Mary, Florida; Ansprache von Bruce Olson bei einem Gebetsfrühstück in Lake Mary, Florida, am 3. April 1992; ferner Artikel in der Zeitschrift *Charisma & Christian Life* vom November und Dezember 1989.



HEIM IN DEN DSCHUNGEL

Bobby und ich trafen Ayaboquina, einen Stammeshäuptling der Motilone-Indianer, allein in der Dschungellichtung oben auf dem Steilufer. Grüne Bananenschösslinge und Yucca-Sprossen brachen schon aus der Erde hervor, und auf den fünfundzwanzig Morgen gab es für das Vieh reichlich Platz zum Weiden. Während wir mit Ayaboquina über die Fortschritte der Indianer sprachen, hörten wir auf dem Fluss unten ein Motorboot. Es war zu nahe am Ufer, als dass wir es hätten sehen können, aber wir hörten, wie es landete. Gewöhnlich braucht man mehrere Minuten, um zu der Lichtung hinaufzukommen, aber viel eher als erwartet kam ein Mann mit einem dunkelbraunen Gesicht zum Vorschein.

„Guten Tag“, sagte er grob auf Spanisch.

Er war außer Atem und wartete ungeduldig, während ich mein Gespräch mit Ayaboquina fortsetzte. Aus den Augenwinkeln sah ich, dass es Humberto Abril war, einer der illegalen Siedler, die sich in der Gegend niedergelassen hatten. Ich wusste, dass er hitzköpfig war und die Motilonen bedroht hatte. Nun war er ganz offensichtlich wütend. Als ich meine Unterhaltung mit Ayaboquina beendet hatte, sagte ich: „Guten Tag, Humberto.“

Er schwitzte so stark, dass große Tropfen von seinem hohlwangigen Gesicht fielen. Es war so verzerrt, dass mir sehr unbehaglich zumute wurde.

„Ich bin gekommen, um Ihnen zu sagen, dass Sie von diesem Land verschwinden sollen“, sagte er. „Dies ist mein Land. Ich bin ein ko-

lumbianischer Kolonist. Ich habe das Recht, Land zur Kolonisation zu beanspruchen, und ich nehme dieses Land hier in Besitz. Sie können verschwinden ...“

Er redete mich an, aber Bobby unterbrach ihn. „Und ich muss Ihnen auch etwas sagen.“ Er sprach langsam, ruhig, aber sehr nachdrücklich. „Dies ist unser Land. Es ist schon immer unser Land gewesen. Es wird immer unser Land bleiben. Wir haben Ihnen genug Land abgetreten. Vor sechs Monaten haben wir Ihnen, auf Ihre Forderung hin, Landstücke überlassen, und was haben Sie damit gemacht? Sie haben sie verkauft, und nun verlangen Sie mehr. Aber wir werden nicht mehr Land hergeben. Wir werden das beschützen, was uns gehört.“

Die Auseinandersetzung war kurz. Humberto begann zu zittern. Seine Nackenmuskeln traten hervor wie Drahtseile. Sein Gesicht lief hellrot an. Er packte Bobby an den Schultern und schrie: „Dies sind meine Landstücke. Sie gehören mir. Alle andern müssen runter davon!“ Dann ließ er von Bobby ab und stand zitternd da.

Kalte Angst kroch mir den Rücken hoch. Aber Bobby war sich seiner Sache sicher: „Sie irren sich. Dieses Land gehört nicht Ihnen. Es wird Ihnen auch nicht gehören!“, sagte er ruhig. „Halt’s Maul!“, kreischte Humberto. „Halt’s Maul, du dreckiger Indianer, halt’s Maul!“

Speichel floss aus seinen Mundwinkeln und bildete kleine Flecken auf seinem roten Gesicht. Dann legte er seinen Zeigefinger über den Daumen seiner rechten Hand, so dass das Ganze ein Kreuz bildete, und streckte es uns entgegen. Seine Augen quollen hervor, und seine Hand zitterte so sehr, dass er sie kaum gerade halten konnte. Er küsste seine Finger. „Bei Gott!“, sagte er, küsste seine Finger erneut und spuckte auf den Boden. „Bei allen Heiligen!“ Wieder spuckte er aus, wobei sein Kopf heftig und krampfartig zuckte. „Bei der Heiligen Jungfrau Maria!“ Zum dritten Mal spuckte er aus. „Und bei diesem Kreuz!“ Er spuckte noch einmal, dann – den Blick fest auf uns gerichtet – hielt er Daumen und Zeigefinger an den Mund und küsste sie. Seine Stimme wurde rau und kehlig: „Ich werde euch umbringen!“ Dann kreischte er: „Ich schwör’s bei diesem Kreuz: Ich töte euch!“

Er drehte sich auf dem Absatz um und ging das Ufer hinunter. Wir schauten ihm nach, bis er verschwand. Sein Nacken war noch immer hellrot und die Muskeln und Venen bildeten dicke Stränge. Wir waren still, bis wir sein Boot abfahren hörten und das Geräusch in der Ferne immer schwächer wurde.

Ich zitterte. „Bobby, er wird es tun. Er will töten. Ich glaube bestimmt, dass er es ernst meint.“

„Du hast recht, Bruchko.“

„Und was können wir dagegen tun?“

Ayaboquina, Bobby und ich beschlossen ein paar Sicherheitsvorkehrungen. „Aber Bruchko“, sagte Bobby, „diese Dinge bieten keine echte Sicherheit. Nur Gott kann helfen.“ Daraufhin senkten wir unsere Köpfe und redeten zusammen mit Gott. Während des Gebets wich meine Furcht wieder der Freude, die mich ergriffen hatte, als ich Bobby an diesem Morgen erblickte. Doch war es nicht mehr dieselbe Freude. Sie hatte sich vertieft, als ob Schmerz, Gefahr und Furcht sie stärker, wärmer und empfindsamer gemacht hätten.

Was doch alles in diesen wenigen Stunden geschehen war, seit mein Flugzeug über der Stadt Rio de Oro zur Landung gekreist hatte! Unter dem Flugzeug konnte ich den Dschungel sehen, der sich als dichte, sattgrüne Matte bis zum Horizont erstreckte. Zur Rechten erhaschte ich einen ersten Blick auf einen schmutziggelben Streifen – wie eine Schnur auf einem grünen Teppich, die da nicht hingehörte. Es war dies der Fluss Catatumbo. Wir überflogen ihn an der Fährstelle, und ich sah einen Klecks Häuser, alle ziemlich neu, die die Stadt bildeten. Sie schien verloren in der Weite des Dschungels. *Aber immerhin, sie wächst*, dachte ich.

Es kam mir in den Sinn, dass vor zehn Jahren nichts da gewesen war als hohe Bäume, welche die Sonne abhielten, und darunter dichtes Laubwerk. Vielleicht hatte mich dort ein Papagei angekrächzt. Nun gab es am selben Ort eine Stadt.

Freude durchströmte mich, nicht wegen der Stadt, sondern weil ich aus den USA zurückkehrte und bald wieder mit Bobby, meinem Bündnisbruder, zusammentreffen würde. Innerlich bewegt, presste ich das Gesicht gegen das Fenster und versuchte, mit den Augen dem Flugzeug voranzueilen.

Als die alte, klapprige DC 3 an Höhe verlor, kamen die Bäume dem Bauch des Flugzeugs so nahe, dass es so schien, als müsste sich das Fahrwerk in den Baumkronen verfangen und wir würden in den Dschungel stürzen. Aber plötzlich teilte sich das Laubwerk, und wir befanden uns über einer Lichtung – einem schmalen, langen Streifen, der aus dem Dschungel geschnitten war. Stoßend und hüpfend setzte die Maschine auf, und die Bremsen mühten sich, das große Flugzeug auf dem kleinen Rollfeld zu halten. Während wir zum Ende des Streifens hin ausrollten, suchte ich unter den dort stehenden

Gestalten nach Bobby. Ich konnte ihn nicht finden. Aber als ich die Rolltreppe des Flugzeugs hinunterging, entdeckte ich ihn. Er stand etwas seitlich. Seine gedrungene Gestalt sah selbst in einem weiten, roten Hemd kraftvoll und geschmeidig aus. Er hatte ein braunerer Gesicht als die anderen Wartenden, und schon von der Rolltreppe aus konnte ich seine weißen Zähne blitzen sehen. Es war ein Lächeln, das sagte: „Du bist wieder zurück, Bruchko. Das ist gut.“ Nie gebrauchte er meinen amerikanischen Namen Bruce. Ich fing an zu laufen. Als ich bei ihm anlangte, packte ich ihn und ließ ihm eine echte Motilonen-Begrüßung zuteil werden. Wir müssen einen reichlich kuriosen Anblick geboten haben: ein kleiner, dunkler Indianer, der einen großen, blonden Amerikaner umarmt. Aber darum scherten wir uns nicht.

„Mein Bruder“, sagte ich. „Mein Bruder Bobaríshora.“ Ich nannte ihn bei seinem eigentlichen Namen, wie ich es in feierlichen Momenten immer tat. Ich hielt ihn auf Armeslänge von mir weg. „Du siehst gut aus“, sagte ich. „Wie geht’s deiner Frau? Und deinem Jungen? Sind sie wohlauf?“

„Meiner Frau geht’s gut“, antwortete Bobby. „Sie ist sehr gesund und glücklich. Und sie ist äußerst erfreut darüber, Mutter eines feinen, gesunden Sohnes zu sein.“

„Dann ist er also in Ordnung?“

„O ja! Er ist dick. Du solltest ihn sehen. Und er krabbelt schon im Haus herum, wie ein kleiner Affe. Komm“, drängte er, „wir sollten nicht den ganzen Tag hier stehen bleiben. Lass uns dein Gepäck holen.“

Während wir zum Flugzeug zurückgingen, wo alles Gepäck in Empfang genommen werden musste, fragte Bobby: „Und wie ging’s mit deinen Geschäften in Amerika?“

Ich dachte an den Strom von Gesichtern und die endlosen Hotelzimmer, von denen eins dem anderen glich. Ich schüttelte den Kopf.

„Ich weiß nicht, Bobby. Ich habe wohl alles erledigt, was zu erledigen war. Aber ich bin schrecklich froh, wieder hier zu sein.“

Bobby plauderte über seine Familie. Er war so glücklich, wie ich ihn in Erinnerung gehabt hatte. Seine dunklen Augen leuchteten. Ich hatte mir um ihn Sorgen gemacht, nachdem seine Tochter gestorben war. Damals war er ziemlich lange trübsinnig und verschlossen gewesen. Nun schien es, als könne er nicht aufhören zu lächeln.

Nachdem wir das Gepäck erhalten hatten, beschlossen wir, etwas zu essen. Wir gingen in die Stadt hinein, welche unmittelbar an der Flugpiste

gegründet worden war. Ihre engen, kiesbestreuten Straßen waren dicht gesäumt mit neuen Häusern, deren ungestrichene Wände noch nach frischem Holz rochen und deren Blechdächer inmitten der älteren Palmwedeldächer noch hell erschienen. Es waren jedoch dünne, wacklige Dinger, die aus-sahen, als könnten sie nicht lange stehen bleiben.

Ich hatte im Flugzeug kein Essen gehabt, und Bobby lachte darüber, wie ich mich mit kolumbianischen Delikatessen vollstopfte. „Du wirst von jetzt an einen vollen Magen haben, Bruchko“, sagte er.

Ich wusste, was er meinte. Für einen Motilonen bedeutet „einen vollen Magen haben“ mehr, als nur nicht mehr nach Nahrung zu verlangen. Es bedeutet Zufriedenheit, erfülltes Leben, Glücklichesin. Er drückte so gut aus, wie ich mich fühlte.

„Wie kommt das Viehprojekt voran?“, fragte ich.

„Es läuft sehr gut. Letzte Woche machte ich mir etwas Sorgen, weil einige der Kühe im Hochland krank geworden waren. Eine von ihnen verendete sogar. Ich dachte, ich müsste sie womöglich ganz allein wieder gesund pflegen. Aber es klappte dann ganz gut. Die Häuptlinge nahmen sich selbst der Sache an, gaben die richtige Medizin und pflegten die Kühe wieder gesund. Die Kühe scheinen nun völlig in Ordnung zu sein; sie geben eine Menge Milch.“ Mit einem verschmitzten Blick beugte er sich vor: „Bruchko, tatsächlich hatten wir in Iquiacarora noch Milch übrig, und sie fing an schlecht zu werden. Da haben wir einfach Käse daraus gemacht.“

„Was? Ihr habt Käse gemacht? Wie habt ihr das angestellt?“

Er täuschte Überraschung vor. „Na, wie wohl? So, wie man eben immer Käse macht.“ Dann brach er in Gelächter aus. Ich musste ziemlich perplex dreingeschaut haben. „Wir hatten die Pillen, die du uns dagelassen hattest. Wir lasen dann die Anleitung und knobelten, bis wir die Sache heraushatten. Der Käse ist sehr gut geworden. Du kannst welchen haben, wenn wir nach Iquiacarora kommen, wenn er nicht schon alle ist.“

Ich lehnte mich verblüfft zurück. Vor zehn Jahren war Bobby lediglich ein freundlicher Junge mit einem wunderbaren Lächeln gewesen. Nun führte er sein Volk. Vielleicht war das Käsemachen als solches nicht so wichtig. Aber es machte deutlich, dass die Motilonen ein selbstständiges Volk waren. „Bobby“, sagte ich, „du bist nun der Führer deines Volkes. Es ist eine große Verantwortung.“

Er zuckte mit den Schultern. „Nun ja, aber es kommt nicht allein auf mich an. Viele andere Männer sind inzwischen in der Lage, meinen Posten zu übernehmen. Und außerdem, Bruchko, geht Jesus Christus mit auf unseren Pfaden. Er kennt unsere Art, und er weiß um die Dinge, die wir brauchen. Solange wir nicht versuchen, ihn wieder zu betrügen, wird er unser wirklicher Führer sein.“

Ich nickte.

„Bruchko“, sagte Bobby, „du solltest die Schulen sehen. Sie sind überfüllt. Die meisten Schüler haben schon die Schriften ausgelesen, die wir übersetzt haben, und sie wollen mehr. Besonders mehr vom Neuen Testament. Sie sprechen über die Dinge, die sie lernen, als würden sie einen Jagdzug diskutieren. Mit den alten Leuten ist es ebenso. Wir müssen uns an die Arbeit machen und mehr übersetzen, sonst werden sie uns keine Ruhe lassen.“

Ich lachte. „Einverstanden. Wir werden uns damit beschäftigen, sobald wir können. Es geht jetzt sicherlich schneller, nachdem wir die meisten der schwierigen Wörter übersetzt haben.“

Die Aussicht auf weitere Übersetzungsarbeit machte mich glücklich. Vor allem lernte ich selbst dabei eine Menge aus der Bibel. Ich dachte an das Wort für Glauben in der Sprache der Motilonen, das Wort, das „in Gott festgeknüpft sein“ bedeutet, genau so, wie ein Motilone seine Hängematte in die hochgelegenen Dachverstrebrungen seines Gemeinschaftshauses einknüpft. „In Jesus eingeknüpft“ könnten wir an einem Platz hoch über der Erde ausruhen und schlafen und singen, ohne einen Fall zu fürchten.

„Ich bin so froh, wieder mit dir zusammen zu sein, Bobby“, sagte ich. „Ich habe dich die ganze Zeit während meiner Abwesenheit vermisst. Es muss wohl so sein, dass ich ganz einfach in das Volk der Motilonen ‚hineingebunden‘ bin.“

„Und wir sind in dich hineingebunden, Bruchko.“

Der Kellner brachte uns starken und dampfend heißen Kaffee. Während Bobby den seinen umrührte, wick sein Lächeln, und seine Miene verfinsterte sich. „Wir haben wieder Ärger mit den Siedlern gehabt. Sie haben uns mehrere Drohbrieft geschickt.“

Die Siedler hatten uns schon zuvor des Öfteren Schwierigkeiten bereitet. Manche von ihnen waren aus dem Gefängnis ausgebrochen und lebten in dem Grenzgebiet, um einer Verhaftung zu entgehen. Sie waren daran interessiert, Motilonenland für ihre eigenen Farmen zu besetzen und das Territorium zum Schutzgebiet zu erklären.

„Was wollen sie diesmal?“, fragte ich.

„O, du kannst es dir denken. Mehr Land. Mehr von unserm Land. Sie behandeln uns wie Tiere, die man in jede Richtung treiben kann, wie es ihnen gerade passt.“

„Also erwartest du wirklich Ärger mit ihnen, oder bleibt es bei Drohungen?“ „Ich weiß nicht, Bruchko. Es könnte wirklich Ärger geben. Die meisten Siedler scheinen sich auf die Seite der ‚Gesetzlosen‘ geschlagen zu haben, und das bedeutet, dass sie fast vor nichts zurückschrecken werden. Sie denken, wenn uns die Gesetzlosen von unserem Land vertreiben, würden am Ende sie es bekommen, da die Gesetzlosen niemals selbst in der Lage sein werden, Landeigner zu sein.“

„Was wirst du tun, Bobby?“

Seine Miene wurde traurig, und er blickte zu Boden. „Ich kann dir zumindest so viel sagen: Wir werden kein weiteres Land mehr an sie abtreten. Wir haben ein ums andere Mal Land aufgegeben, und das Ganze nimmt einfach kein Ende. Dieses Mal werden wir es selbst verteidigen. Aber Bruchko“, sagte er und sah zu mir hoch, „ich hoffe, ich bete, dass es nicht so weit kommt.“

Ich hatte reichlich Zeit, um darüber nachzudenken, während wir mit dem Boot den Fluss hinauffuhren. Es war eine siebenstündige Reise, und der große Briggs-und-Stratton-Motor machte solchen Lärm, dass man sich unmöglich unterhalten konnte. Es war unglaublich, unfassbar, dass die Siedler wieder einen Streit mit uns anzettelten. Es war so falsch und gemein. Mehr als dreitausend Siedler waren durch Motilonen in deren Krankenstationen behandelt worden. Sie waren froh, zu uns kommen zu können, wenn sie Hilfe brauchten. Die Motilonen hatten ihnen völlig kostenfrei ihre Arzneimittel und medizinische Hilfe gegeben. Wenn sie jedoch das Land der Motilonen haben wollten, würden die Siedler alles tun, um es zu bekommen.

Ich schaute nach hinten zu Bobby, der das Boot steuerte, und lächelte. Wie seltsam, dass ich an diesen Ort gelangt war, dass ich gegenüber diesen Menschen so empfand, wie ich es tat. Es war Gott, der mich hierher gebracht hatte. Ich wäre nie von mir aus gekommen. Und selbst wenn ich es gewollt hätte, so hätte ich all die Schwierigkeiten, all die Einsamkeit, all die Gefahren nie überstanden. Tatsächlich hätte ich nie meine Heimat in Minneapolis verlassen, wenn mich nicht Gottes mächtige, entschiedene Gegenwart ganz erfüllt hätte.

Wie ich da im Boot saß, dankte ich Gott für Bobby, für die Motilonen, für den Dschungel, der sich rings um uns und über uns wie ein Zelt ausdehnte. Riesige, schlanke Bäume streckten sich hoch hinauf auf der Suche nach dem Sonnenlicht, das kaum einmal bis zum Dschungelboden durchbrach. Dickes grünes Moos hing an jedem Baumstamm, und unter den Bäumen wucherte bis in Kopfhöhe reichendes dichtes Gestrüpp von wilden Reben, Büschen und Farnen, alles in leuchtendem, sattem Grün. Als sich das Flussbett verengte und wir unter den Bäumen weiterfuhren, wurde es so dunkel wie bei Nacht. Die Luft war erstickend heiß und feucht. Insekten umschwirrten und stachen uns. Aber ich war unendlich glücklich. Dies war meine Heimat. Überall sonst fühlte ich mich fehl am Platz.

Wir fuhren fünfteinhalb Stunden. Keiner von uns versuchte zu sprechen. Dennoch gab es Verständigung zwischen uns. Gelegentlich deutete einer von uns auf einen Gegenstand oder Platz, und wir erinnerten uns dabei an Ereignisse, die damit verbunden waren. Wir sahen kein Leben auf dem Fluss. Einige buntgefiederte Vögel ließen sich für einen Augenblick in den Bäumen blicken und waren dann gleich wieder weg. Als wir den Motor abstellten, um neu aufzutanken, hörten wir Tiere rufen. Aber es gab hier keine Siedlungen, keine Spuren menschlichen Lebens.

Plötzlich erkannten wir an den Flussbiegungen, dass wir uns nahe bei Ayaboquinos Gemeinschaftshaus befanden.

Bobby schaute mich fragend an und deutete in die Richtung des Hauses oben auf dem Steilufer. *Willst du hier anhalten?*, hieß das. Ich nickte bejahend. Er fuhr zum Flussufer hinüber. Wir banden das Boot an einen Baum und kletterten dann schnell das Steilufer hinauf. Ganz oben auf der höchsten Stelle, wenige Schritte vom Gemeinschaftshaus entfernt, stand ein großes, neues Schild. Es gab in fetten Lettern zu verstehen, dass jenseits davon das Territorium der Motilonen beginne, und dass eine Besiedlung gegen das Gesetz verstoße.

Ich zeigte auf das Schild. „Die Regierung hat es endlich aufgestellt, wie?“

„Ja, vor zwei Wochen.“

Im Gemeinschaftshaus fragten wir nach Ayaboquina, und eine der Frauen teilte uns mit, dass er auf der nahe gelegenen Lichtung zu finden sei. Sie waren dabei, ein neues Haus zu bauen, und darin sollten eine Schule und eine Krankenstation eingerichtet werden.

An diesem Ort also hatten wir Ayaboquina gefunden und waren von Humberto Abril bedroht worden.

Später dachte ich an jene Worte: „Ich schwör’s bei diesem Kreuz: Ich töte euch!“ Ihre Eiseskälte ließ mich frösteln. Waren sie nur ein Fluch, nur eine Drohung? Oder bedeuteten sie mehr? Waren sie eine Vorhersage für etwas, was uns durch das Kreuz noch widerfahren würde? Es war ja um des Kreuzes willen, dass ich die Motilonen lieben konnte und sie mich. Aber würde ich auch für das Kreuz sterben müssen? Und sollte vielleicht Bobby ebenfalls für das Kreuz sterben müssen?

BRUCE
HANKO



WER IST MEIN GOTT?

Wer ist mein Gott?“, fragte ich. Ich war vierzehn Jahre alt.
„Wer ist es?“

Keiner war da, der mir hätte antworten können. Über den Hof der Highschool klangen die dumpfen Schläge und Pfiffe eines Rugbyspiels herüber. Zum tausendsten Mal wünschte ich mir, im Sport gut genug zu sein, um gefragt zu werden, ob ich mitspielen wolle.

Aber noch etwas außer Sport beschäftigte meine Gedanken ..., etwas, was mich seit Tagen in Unruhe versetzt hatte.

„Wer ist mein Gott?“, fragte ich mich wieder. „Da gibt es den Gott der Lutheraner, über den wir in der Kirche sprechen. Da gibt es den Gott aller christlichen Kirchen, über den wir in der Schule etwas lernen. Da gibt es den Gott, über den ich in der Bibel gelesen habe. Aber welcher von ihnen ist nun *mein* Gott?“ Aus dem frostigen Himmel Minnesotas kamen keine Antworten. Ich machte mich auf den Heimweg.

Es schien, als wisse niemand je die Antwort. Am vorigen Sonntag hatte ich genug Mut aufgebracht, um meinen Sonntagsschullehrer zu fragen. Er hatte breit und hölzern gelächelt. „Hast du denn noch nicht dein Konfirmationsgelübde abgelegt?“

Ich wusste alles über die Konfirmation. Was ich darüber gelernt hatte, war im Grunde Theologie gewesen. Aber ich wollte Gott kennenlernen.

Meinem Vater wäre es lieber gewesen, ich hätte nicht darüber nachgedacht. Ich hatte ihn zwar nicht gefragt – aber ich wusste, was er sagen

würde. Er würde mit seinen kristallblauen Augen auf mich herunterschauen und mir mitteilen, dass ich seine Zeit verschwendete und meine eigene dazu.

Vielleicht war es so. Es schien überhaupt nicht wahrscheinlich, dass es irgendeinen anderen Gott außer dem grimmigen Gott der Lutheraner gab. Schon allein der Gedanke an ihn jagte mir Furcht ein.

Dieser eisige Wind, der mir ins Gesicht schneidet, ist sein Wind, dachte ich. Ich stieß mit dem Fuß nach dem braunen, abgestorbenen Gras am Straßenrand. Heute Morgen hatten Schneeflocken daran gehangen. Einige vereiste Flecken waren im Schatten des Rinnsteins noch übrig geblieben.

Wozu bin ich, auf der Welt? Ich bin zu dürr ... zu kurzsichtig ... zu unbehofen. Ich kann nicht einmal Rugby spielen. Wenn sie mir einen Pass zuwerfen, trifft mich der Ball, und sie lachen mich aus.

Ich konnte Kent Langes sommersprossiges, von schwarzem, lockigem Haar umrahmtes Gesicht vor mir sehen, und sein Mund war zu einem schallenden Lachen verzogen. Er war mein bester Freund. Mir wurde ganz kalt und schwer im Magen, als hätte ich zu schnell Eiskrem gegessen.

Warum nahm ich alles so schwer? Es war doch nur ein Spiel. Wenn ich heimkomme, dachte ich, werde ich meine Bücher herausnehmen. Dann werden all diese Probleme vergessen sein.

Ich liebte es, meine Bücher ihren verschiedenen Sprachen nach auf dem Bett auszubreiten. An den letzten beiden Abenden hatte ich Griechisch geübt, indem ich die Bibel las. Ich besaß eine dicke Bibel, die wundervoll gedruckt und in Leder gebunden war, und ich liebte es, in ihr herumzublättern.

Jahrelang las ich schon die Bibel, vor allem das Alte Testament. Nun, da ich Griechisch lernte, war es interessant, sich auch ins Neue Testament zu vertiefen.

Aber vorläufig bevorzugte ich noch immer das Alte Testament. Ich war von den Geschichten begeistert und von den Schlachten gefesselt. Am Sonntagnachmittag las ich manchmal viele Kapitel in einem Zug durch.

Mit den Propheten war es anders. Sie machten mir oft solche Angst, dass ich die Bibel fest zuschlug, bis ich mir selbst wieder eingeredet hatte, dies sei ein „Traumbuch“ und keine wirkliche Prophetie. Es war allzu leicht, sich Gottes Gericht auszumalen: wie sich die Erde öffnen und die Menschen

hinabstürzen würden in den Abgrund des ewigen Feuers. Und Jesus würde kommen mit Heerscharen heller, grimmiger Engel mit Schwertern, um die ganze Schöpfung wegen ihrer Sündhaftigkeit zu vernichten.

Ich fürchtete mich, an Gott zu denken. Manchmal, wenn ich die Geduld und Beherrschung verloren hatte, kam ich plötzlich zur Besinnung, und mein Magen krampfte sich zusammen. Doch ich konnte nicht aufhören, ich raufte oder stritt weiter, wobei ich mich die ganze Zeit über schrecklich elend fühlte. Später dachte ich dann immer: *O Gott, ich werde in die Verdammnis geraten!* Es tat mir alles so leid, aber im Innersten wusste ich, dass ich das Gleiche wieder tun würde.

Das Neue Testament wirkte anders. Zwei Nächte lang hatte ich das Johannesevangelium gelesen. Es hatte mich verwirrt. Jesus schien überhaupt nicht so zu sein, wie er mir geschildert worden war. Oder hatte ich Jesus mit dem Gott, den ich fürchtete, verwechselt? Überall, wo Jesus hinkam, wurden die Menschen durch ihn verändert, und immer zum Besseren.

Ich dachte an meine Sonntagsschulklasse. Ich kannte jedes Kind. Mein ganzes Leben lang war ich mit ihnen zur Kirche gegangen. Sie hatten sich nie geändert. Keiner von uns hatte sich je geändert.

O ja, es wurde eine Menge vom Sichändern geredet. Der Geistliche mahnte uns: „Ihr müsst euch ändern, weil Gott die Erde und ihre Sünder verdammen wird. Ihr müsst heilig sein, gerade so heilig wie Gott. Das verlangt er von euch. Seine Vollkommenheit zu versäumen heißt seine Ewigkeit zu versäumen!“

Und diese Verdammung flößte mir Furcht ein. Manchmal kam Kent am Samstag zu uns, und wir redeten über Gruselgeschichten und -filme, die wir gesehen hatten. Wir versuchten einander Angst zu machen, und wir kicherten und versteckten unsere Köpfe in den Kissen. Es machte uns Spaß, Angst zu haben.

Aber früher oder später sprachen wir dann unweigerlich über das Jüngste Gericht, über das siedende Pech, und wie der Himmel aufgerollt werden würde wie eine Schriftrolle. Dann wurden wir immer sehr still. Wir wussten, dass dies nicht die Erfindung eines Filmautors oder Geschichtenschreibers war. Es war Wirklichkeit. So würde es kommen.

Mutter bereitete gerade in der Küche das Abendessen zu, als ich heimkam. Ich war durchgefroren von dem trockenen, bitterkalten Wind. Ich zog meinen Mantel aus und hängte ihn an den Haken, dann ging ich

händereibend in die Küche. Sie strich ihre blonden Locken zurück und schaute mich an. „Wie war’s heute in der Schule, Bruce?“

„Ganz gut“, sagte ich. „Wo ist Dave?“

Sie senkte den Kopf. „Dein Bruder und dein Vater haben sich gestritten. Er ist oben in seinem Zimmer.“

Plötzlich fühlte ich mich todmüde. Irgendjemand stritt sich immer bei uns zu Hause. Es schien am besten zu klappen, wenn wir gar nicht miteinander redeten.

Ich stieg die Treppe hinauf zu meinem Zimmer. Dabei fiel mir auf, wie jede Stufe bis zum Dunkelrot reifer Kirschen gewachst und gebohrt war. Ich mochte das. Alles sollte seine Ordnung haben. Alles sollte gepflegt und sauber sein. Warum konnte unsere Familie nicht auch so sein? Flüchtig betrachtet schien alles in bester Ordnung. Meine Mutter war eine sehr schöne, schwedische Frau, vollendet wie eine Statue. Keiner von meinen Freunden hatte eine Mutter, die so prachtvoll aussah. Und mein Vater sah ebenfalls gut aus: Er hatte ein stark ausgeprägtes Kinn und tiefbraunes, immer sorgfältig frisiertes Haar. Aber wir kamen selten miteinander aus.

Ich ging in mein Zimmer und räumte meine Schulbücher weg. Dann holte ich meine anderen Bücher hervor und legte sie auf meinem Bett aus. Ich hatte eine Bibel in englischer Sprache, ein griechisches Testament und einige griechische Lehrbücher.

Ich streckte meinen schlaksigen Körper auf dem Bett aus. Meine Füße ragten über die untere Kante hinaus. Meine Bücher lagen im Kreis um mich herum. Dies alles kam der Geborgenheit eines Heims noch am nächsten. Ich fühlte mich wohl hier.

Ich las bis in den Abend hinein. Meine Mutter rief mich zum Essen, und ich ging hinunter in den schweigenden Kreis der Familie. Innerlich war ich immer noch mit dem beschäftigt, was ich gelesen hatte.

Mein Vater merkte, dass ich nichts sagte.

„Warum trägst du überhaupt nichts zum Gespräch bei?“, fragte er. Er sprach jedes Wort sehr deutlich aus.

„Ich dachte gerade über etwas anderes nach, Vater“, sagte ich.

„Und was war das?“

Ich schaute hilflos zu meiner Mutter hin. Ich wollte nicht reden müssen.

„Bruce“, sagte mein Vater, „schau nicht deine Mutter an. Ich bin's, der mit dir spricht.“ So war ich gezwungen, eine Erklärung abzugeben. Ich sagte ihm, ich hätte im Neuen Testament gelesen, und ich verstehe es nicht sehr gut.

„Natürlich verstehst du es nicht“, sagte er. „Es wurde vor zweitausend Jahren geschrieben. Man kann nicht erwarten, dass es heute noch einen Sinn hat.“

Der Bissen blieb mir in der Kehle stecken. Ich hatte es satt zu hören, wie mein Vater Dinge mit einem Satz abtat. Was wusste er schon darüber! Ich schaute auf meinen Teller. Es war leichter, wenn wir nicht miteinander sprachen.

Sobald ich aufstehen durfte, ging ich zurück auf mein Zimmer. Alles war falsch. Ich griff wieder zu meiner Bibel, aber die Buchstaben verschwammen mir vor den Augen. Mein Gesicht war ganz heiß.

Ich nahm meine Brille ab und legte mich auf das Bett. „Dummes Ding“, sagte ich und starrte die dicken Gläser an, die ich schon so lange trug, wie ich zurückdenken konnte. Ich hasste sie. Diese Brille war mir im Sport im Weg gewesen. Sie war schuld daran, dass ich als Glotzauge und als Brillenschlange tituliert wurde.

Ich legte meinen Kopf zurück aufs Kissen. Was nützte es, über die Brille wütend zu werden?

Sicherlich gab es *irgendwo* einen, der mir helfen konnte. Der Apostel Johannes hatte Jesus getroffen und war von da an ein ganz anderer Mensch gewesen. Alle Evangelien erzählten von Menschen, die durch Jesus umgewandelt wurden. Ich sehnte mich auch nach einer Umwandlung. Aber mein Gott machte sich nicht genug aus mir, um etwas dazu zu tun, dachte ich.

„Wer ist überhaupt mein Gott?“, fragte ich mich.

Vielleicht finde ich die Antwort, wenn ich weiterlese, dachte ich. Aber ich erwartete nicht, wirklich etwas Hilfreiches zu finden. Schließlich war die Bibel geschrieben worden, ehe es Lutheraner gab. Dann stieß ich auf einen Vers, der mich schockierte, der mich wie ein elektrischer Schlag durchzuckte.

Ich richtete mich auf und las ihn nochmals. „Denn der Menschensohn ist gekommen, das Verlorene zu suchen und zu retten“ (Lukas 19,10, Menge-Übersetzung). Ich kannte Gottes Gerechtigkeit, ich wusste, dass er aufgrund meiner Unlauterkeit über mich richten würde; aber hier stand ein

Vers, der sagte, dass Jesus gekommen war, um die Verlorenen zu retten. Ich wusste sofort, wer gemeint war: ich. Aber wie wollte Jesus mich retten? Und wovon? Würde er ein Wunder geschehen lassen?

Ein Vers, den ich im Römerbrief gelesen hatte, fing an, einen Sinn zu bekommen: „Wenn du in deinem Herzen glaubst, dass Gott ihn (Christus) auferweckt hat von den Toten, so wirst du gerettet.“ Und gerettet war das Gegenteil von verloren.

Ist das alles?, dachte ich. *Einfach glauben? Müsste ich nicht irgendetwas Großes tun? Müsste ich nicht ein vollkommenes Leben führen?* Das war mir jedenfalls in der Kirche beigebracht worden.

Ich dachte an alles in mir, was ich nicht mochte. Meine Erregbarkeit. Die schlechten Gedanken, die mich manchmal erfüllten. Konnte Jesus diese Dinge ändern?

Vielleicht hatte er ja vor zweitausend Jahren Wasser in Wein verwandeln können. Aber was hieß das schon für Bruce Olson? Ich dachte an all die Leute in den Evangelien, die durch Jesus verwandelt worden waren. Aber was hatten sie mit mir zu tun? Stunden vergingen. Es schien keine Lösung meiner Fragen zu geben. Ich war müde. Die Uhr auf meinem Nachttisch zeigte auf zwei Uhr morgens.

Dann empfand ich sehr plötzlich und sehr deutlich, dass es nicht an mir war, diese Fragen zu beantworten. Ich fühlte mich dazu gedrängt zu versuchen, mit Jesus zu sprechen. Natürlich hatte ich früher schon gebetet, rein formell nur, in der Kirche, aus dem Gebetbuch.

Diesmal war es anders. Ich lag auf meinem Bett, mit dem Gesicht nach unten, und sprach mit Jesus. Es war ein einfaches Gespräch, aber es war das erste, das ich jemals wirklich mit ihm gehabt hatte.

„O Jesus“, sagte ich, „ich habe darüber gelesen, wie jeder in deiner Nähe verändert wurde. Nun möchte ich verändert werden. Ich möchte Frieden und Erfüllung, wie Paulus und Johannes und Jakobus und die anderen Jünger. Ich möchte von all meinen Ängsten befreit werden und ...“

In diesem Augenblick empfand ich seine Gegenwart im Zimmer wie eine große Stille. Sie war gleichzeitig klein und still, riesenhaft und hochragend, alles überströmend.

„Herr, ich fürchte mich vor dir“, fuhr ich fort. „Du weißt, dass ich nicht einmal mich selbst leiden mag. Alles um mich herum ist ein großes Durcheinander. Und in mir sieht es genauso aus. Aber bitte, Gott, ich

möchte mich ändern. Ich kann es nicht selbst tun. Und ich weiß nicht, wie. Du kannst alles mit mir tun. Denn, Jesus, wenn du all die Menschen in der Bibel ändern konntest, kannst du sicher auch mich ändern. Bitte, Jesus, lass mich dich kennenlernen. Mach mich ganz neu.“

Und dann wusste ich, dass die Rettung geschah. Ich fühlte mich elend und zerbrochen und meiner selbst überdrüssig. Aber gleichzeitig merkte ich, wie Friede in mein Herz einzog. Er war nichts Totes und Passives, dieser Friede. Er war nicht lediglich eine Stille, die den Krieg in mir beendet hätte. Er war lebendig und er machte mich lebendig. Ich konnte spüren, dass ich bald fähig sein würde, mit mir selbst ins Reine zu kommen. Und ich erkannte es als meinen sehnlichsten Wunsch, diesen Frieden und diese Ruhe nie mehr zu verlieren.

Ich lag auf meinem Bett und war von Erstaunen so überwältigt, dass ich weder mich bewegen noch nachdenken konnte. Ich sprach weiter mit Jesus und wusste, dass er da war. Ich musste mir nicht mehr den Kopf zerbrechen über den Gott der Lutheraner oder den Gott der Christen oder sonst irgendjemandes Gott. Sie gingen mich nichts an. Jesus war mein Gott, mein *persönlicher* Gott. Und ich hatte soeben mit ihm gesprochen.

BRUCE
HANKO



AUSEINANDERSSETZUNG

Am nächsten Morgen war der Friede noch immer da. *Ich muss das weitererzählen, dachte ich. Es wird meine Familie völlig verändern. Und die Kinder in der Kirche. Die müssen Jesus auch kennenlernen.*

Sonntagnachmittags traf sich die Jugendgruppe der Lutheraner in den Kellerräumen der Kirche. Ich kam schon früh dort an. Nur ein paar der Jungen waren da, standen irgendwo im Raum zusammen und redeten. Ich ging zu einer Gruppe von drei Jungen, die ich kannte, und begann zu erzählen, was mit mir geschehen war. Ich strahlte sie an und erwartete, dass sie ebenso reagieren würden. Stattdessen nahmen ihre Gesichter einen vorsichtigen und reservierten Ausdruck an. Irgendetwas stimmte nicht, aber ich wusste nicht, was es war. Ein paar andere Jungen kamen hinzu, und sie hörten alle ernsthaft zu. Als ich aufhörte zu reden, sagte keiner ein Wort.

Dann schaute einer nach oben zu der alten Decke aus Holz und sagte: „Dann hast du also eine ganz besondere Tür zum Himmel gefunden, Bruce?“

„Ja, du bist wohl plötzlich in höhere Regionen aufgestiegen, Olson.“

Sie verstanden nichts! Ich musste es nicht richtig erklärt haben. „Nein, nein, darum geht es überhaupt nicht. Jeder kann das erleben, nicht bloß ich allein. Ich will euch gar nicht weismachen, dass ich etwas Besonderes wäre!“ Ich schaute hin und her in den Kreis kalter, verschlossener Gesichter.

Dies waren meine Kameraden und Altersgenossen! Ich wollte, dass sie es verstanden. Aber sie schauten mich an, als sei ich ein Tier aus dem Zoo.

Pastor Peterson kam heran, und ich wandte mich ihm zu. Hier war einer, der es verstehen würde. Er konnte es besser erklären als ich. „Um was geht es, Jungs?“, fragte er. „Was ist los?“ Er wandte sich an mich: „Was ist los, Bruce?“ Er war ein großer Mann mit einem schmalen, roten Gesicht. Beim Sprechen hüpfte sein großer Adamsapfel beunruhigend auf und ab. Ich wiederholte, was ich erzählt hatte. Er hörte freundlich zu und nickte, während ich sprach. Ich fühlte mich erleichtert.

„Ja, das ist wunderbar, das ist schön, Bruce. Ich freue mich, dass du ein Erlebnis gehabt hast, das dich so erfüllt. Aber vergiss nicht, dass du in der lutherischen Kirche konfirmiert worden bist, gerade hier in diesem Gebäude, und dass du dich im Augenblick der Konfirmation Christus übergeben hast. Das Leben als Christ begann für dich sogar noch früher, nämlich schon, als man dich taufte und dir einen Namen gab.“

„Aber als ich zum Abendmahl ging und konfirmiert wurde, hatte nichts davon wirkliche Bedeutung für mich“, sagte ich. „Ich war noch immer derselbe.“ Ich dachte daran, wie ich in meinem weißen Konfirmationsgewand nach Hause gegangen war und versucht hatte, mich irgendwie anders zu fühlen. Aber ich konnte nur denken: *Ist dies alles? Ich hoffte, es würde etwas mehr dahinterstecken.*

Pastor Petersons Gesicht, das freundlich und warm gewesen war, wurde kalt – wie die Gesichter der Jungen.

„Olson“, sagte er, „ich habe über jedem Einzelnen von euch Jungen gebetet, als ihr konfirmiert wurdet. Willst du mir beibringen, dass meine Gebete umsonst waren? Es wird von dir erwartet, dass du daran glaubst, dein Konfirmationsgelübde habe eine echte und wirkliche Bedeutung gehabt.“ Sein Gesicht rötete sich. Ich wünschte, ich hätte die ganze Sache nie zur Sprache gebracht. Aber nun musste ich weitermachen.

„Ich glaube jetzt, was ich gelobt habe“, sagte ich. „Jesus ist jetzt für mich eine Realität. Ich bin anders geworden. Ich fange an, Mitgefühl für Menschen zu empfinden wie bisher nie.“ Die Worte sprudelten nur so heraus. Ich konnte nicht mehr aufhören. „Jesus ist jetzt da in meinem Leben. Falls er es vorher schon war, habe ich es nie gewusst.“

Später sprach Pastor Peterson unter vier Augen mit mir. Er war sehr ernst. „Hör mal, Olson, du hast von irgendwoher eine Art Schwärmertum in